

## Fokus

# Agglomeration

Von Susanne Leuenberger  
und Samuel Geiser

Die Zauberworte der Raumplanung heissen heute Verdichtung und Mischnutzung. Das gilt auch für die Agglomeration. Laut Reto Pfenninger, Architekt und Agglomerationsexperte, rücken Stadt und Agglo heute näher zusammen, finden Gewerbe und Wohnen wieder zueinander, und die Dorfkerne erleben eine neue Renaissance. Wohnbaugenossenschaften wie die EBG widersetzen sich dem «Hüslidenken» und wirken der Zersiedelung entgegen.

Reto Pfenninger, Sie beschäftigen sich mit Raumplanung. Was macht Raum schön?

Natürlich die Planung, denn schöner Raum entsteht nicht einfach so. Er muss komponiert werden. Es braucht die richtige Mischung von bebautem Raum und Freiraum, von Wohnen, Gewerbe und publikumsorientierten Nutzungen im Erdgeschoss.

Und wie komponiert man Raum?

Denken Sie beispielsweise an italienische Städte, an Paris oder Wien. Sie sind das Resultat gezielter Städteplanung: Im 19. Jahrhundert entwarf man dichte Strassenräume mit Verkehr, Boulevards, Gassen, Plätzen und Wohnhäusern. Man baute Blöcke in geschlossener Bauweise um einen gemeinsamen Innenhof. In dieser Blockrandbebauung sind die Wohnhäuser auf allen vier Seiten von Strassen umrahmt, an denen sie sich orientieren. Diese dichten Einheiten wurden immer wieder durch öffentliche Parks und Plätze aufgelockert. Heterogenität macht die Stadt aus.

Dann braucht es die richtige Mischung aus Dichte und Freiraum, damit wir uns wohlfühlen?

Genau. Wichtig ist auch, dass Gewerbe, Wohnen und Arbeit nicht strikt getrennt sind. Als schön empfinden wir etwa Wohnhäuser, die im Erdgeschoss publikumsorientiert sind, mit einem Café etwa und daneben einem Coiffeur. Stadthäuser aus der Moderne haben im 1. oder 2. Stock vielleicht noch Büroräume, und in den oberen Stockwerken dann Wohnraum. Das schafft Öffentlichkeit. So entsteht diese typisch städtische Atmosphäre. Man fühlt sich wohl, der öffentliche Raum pulsiert, man kann durch die Strassen flanieren, das Verhältnis von Ordnung und Überraschung, von Dichte und Freiraum stimmt.

Sie sprechen von der Stadt, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden ist. Wie sieht es in der Gegenwart aus?

Im Grunde ist die Stadt gebaut. Das sagte die SP-Politikerin Ursula Koch bereits vor 30 Jahren. Ich gebe ihr Recht. Die Städte sind seit den 1970er-Jahren bevölkerungsmässig nicht mehr gewachsen. Aber die Menschen wollen mehr Wohnraum, mehr öffentlichen Raum. Diese Räume gilt es zu gestalten. Wo verdichten wir, was reissen wir ab, was bauen wir neu, wie hoch bauen wir? Teilen wir die Stadträume in Nutzungszonen ein? Und wo schaffen wir neue Freiräume?

Werden Freiräume heute in den Städten nicht eher abgeschafft als neu geschaffen?

In der Tat haben wir in den Metropolen das Problem, dass durch multinationale Firmen und Immobilienspekulation immer mehr Räume privatisiert werden. Denken Sie an die Europaallee in Zürich – die im Übrigen der SBB gehört: Das ist höchst privater Raum. Die Menschen sind dort Konsumenten, nicht mehr Bürgerinnen und Bürger. Die Öffentlichkeit verschwindet. Das ist eine Frage, die über die Architektur hinausgeht. Da sind Politik und Zivilgesellschaft gefragt.

Blicken wir auf die Vorstadt, auf die Agglomeration. Stichwort Zersiedelung. Wie soll es hier weitergehen?

Agglomerationen müssen städtischer werden. Für die Richtpläne der neuen Raumplanung sind Vorstädte klar Stadtlandschaften. Nehmen Sie typische Gemeinden wie Wallisellen, Schlieren oder Zollikofen bei Bern. Die beginnen irgendwo und sind Teil der Stadt geworden. Agglomerationen sind die ausfransenden Ränder der Städte.

Agglos können ein Gefühl der Beklemmung auslösen. Woher kommt diese Vorstadtristesse?

Sie ist ein Resultat der Zonenpläne, nach denen man die Agglomerationsgemeinden ab der Nachkriegszeit gebaut hat. Diese regeln, wo was und wie hoch gebaut werden darf. So entstanden Einfamilienhauszonen, Wohnhausblöcke, Dienstleistungs- und Industrieareale, die räumlich nicht miteinander verbunden sind. Das erzeugt das monotone und trostlose Bild. Aber vor allem fehlt öffentlicher Raum. Stellen Sie sich diese Wohnblöcke vor: Vor jeder Wohneinheit hat es Rasenflächen, eine Art Abstandsrün, doch diese sind oft halbprivat und unbenutzt. «Betreten verboten!» heisst es, weil darunter eine Tiefgarage liegt, und in diese gelangen die Bewohnerinnen und Bewohner in der Regel mit einem Lift. So begegnen sie ihren Nachbarinnen und Nachbarn nicht einmal auf dem Weg zur Arbeit.

Aus heutiger Sicht ist unerklärlich, wie man überhaupt auf die Idee gekommen ist, die Agglomeration so zu bauen.

Wie so oft war es im Grunde gut gemeint. Die Agglomerationen entstanden in einer Zeit, in der die Bevölkerung rasant wuchs. Die Gemeinden dachten 20, 30 Jahre voraus und rechneten weiterhin mit steigenden Einwohnerzahlen. In jeder Gemeinde wurde Bauland eingezont, um Wohnraum und Gewerbezone zu schaffen. Der Wohnraum sollte möglichst weit von Industrie und Gewerbe weg sein, also nicht in unmittelbarer Nähe zu Gewerbehallen und intensivem Schwerverkehr. Das ist ja auch nachvollziehbar. Man baute rund um die historischen Dorfkerne Einfamilienhäuser und Wohnblöcke. Der Raum wurde nicht räumlich zusammenhängend entwickelt, sondern bloss aufgrund von Zonen und Nutzungszuordnungen.

Ging bei der ganzen Zonenplanung schlicht vergessen, dass der Mensch auch Gemeinschaft und Nachbarschaft zum Leben braucht?

Das kann man heute so sehen. Doch die Wohnblöcke haben auch etwas sehr Demokratisches. Man wollte der wachsenden Mittelschicht Wohnraum mit viel Licht, Sonne und Platz bieten. Verglichen mit den dunklen und öden Hinterhöfen, in denen einfachere Leute zuvor in den Städten lebten, war das ein Fortschritt. Nur bedachte man nicht, dass mit dieser Trennung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit nur schwer ein gemeinsamer Lebensraum entstehen kann.

Und jetzt: Muss man die Agglos abreißen und alles neu bauen?

Ganz und gar nicht. Ich bin, wenn immer möglich, gegen das Abreißen von bestehenden Gebäuden, denn es ist immer eine Vernichtung von Substanz. Wir kommen weg von der monotonen Zonenplanung: Das neue Raumplanungsgesetz sieht innere Verdichtungen, eine bessere Nutzungsdurchmischung und die Neuschaffung von Freiräumen vor.

Wie kann man in der Agglo verdichten und Freiräume schaffen?

Man könnte die ungenutzten Flächen zwischen den Wohnblöcken mit niedriggeschossigen Wohnbauten auffüllen und so einen Strassen- und Wohnraum entwickeln. Dieser hätte breite Trottoirs und die Häuser ihren Ein- und Ausgang zur Strasse hin. Im Parterre eines Hauses gäbe es vielleicht einen Kindergarten und durch geschicktes Bauen an den Rändern könnte Raum für kollektive Nutzungen entstehen.

Stehen solchen Ideen nicht doch noch die Zonenpläne im Wege?

Immer weniger. Denn das Raumplanungsgesetz und die kantonalen

## Raumplanung in der Schweiz

Die Landschaft der Schweiz verändert sich seit dem 19. Jahrhundert rasant. Doch erst im 20. Jahrhundert entwickelte sich ein Bewusstsein dafür, dass Raum geplant werden muss. Von den rund 41000 Quadratkilometern Gesamtfläche der Schweiz sind nur 7,5 Prozent Siedlungsfläche. 1969 fand erstmals ein Raumplanungsartikel Eingang in die Bundesverfassung. Die Raumplanung regelt die konkurrierenden Nutzungsinteressen von Verkehr, Landwirtschaft, Naturschutz und Besiedlung.

Am 3. März 2013 nahmen die Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger ein neues Raumplanungsgesetz an. Dieses definiert als oberstes Ziel einen haushälterischen Umgang mit Boden. Die innere Verdichtung und die Umnutzung bestehender Siedlungen – sowohl im städtischen Raum wie in der Agglomeration und in ländlichen Ballungszentren – sind zentrale Strategien der Planung. Die Erarbeitung von Richtplänen und deren Umsetzung ist Sache der einzelnen Kantone. Die neue Raumplanung zielt auf eine regionale, gemeindeübergreifende Planung von «Landschaftsräumen».

Richtpläne gehen in eine ganz andere Richtung. Sie schreiben eine grossräumige Planung vor, die Gemeinden sind nicht mehr kleine Königreiche. Die Kantone haben heute viel mehr Kompetenz. Sie definieren, wo es Sinn macht, mehr Leute anzusiedeln – und wo nicht. Jetzt geht es um gemeindeübergreifende, regionale Kooperation. Das heisst im Kanton Bern etwa, dass Thun und die umliegenden Dörfer zu einem Entwicklungsraum zusammengefasst werden oder der Raum Biel-Seeland-Jura Südfuss-Berner Jura gesamtheitlich und organisch geplant wird.

Wer muss mit wem zusammenarbeiten, damit das klappt?

Fachleute von Kanton und Gemeinden und Grundeigentümer müssen sich an einen Tisch setzen und überlegen, wie man beispielsweise eine bestehende Wohnsiedlung nach innen verdichtet – und gleichzeitig Gewerbe und Freiräume einplant. Grundlage ist der kantonale Richtplan, der sagt, dass nicht jede Gemeinde wachsen muss und eine Gewerbezone braucht.

Geht das so einfach über die Bühne? Gibt es keinen Widerstand?

Es ist ein Prozess, ein langer Prozess. Es braucht den Willen der Gemeinden und der Grundeigentümer, mit dem Kanton zusammenzuarbeiten. Die Städte haben, was die Raumgestaltung angeht, viel mehr Ressourcen und Erfahrung als die Dörfer und Agglomerationsgemeinden, die nur über wenig Personal verfügen. Es müssen gezwungenermassen Fachleute beigezogen werden, denn ein Haus ist nun mal mehr als eine Ausnützungsziffer.

Apropos Dörfer: Wie können diese ihren Charakter behalten? Und wie lässt sich das Dorfsterben aufhalten?

Auch hier braucht es eine massvolle Verdichtung, um den Menschen

attraktiven Wohnraum zu bieten. Aber Dörfer brauchen keine städtischen Anleihen wie hochgeschossige Gebäude oder Blockrandbebauung.

Was braucht es dann? Noch mehr Einfamilienhäuser?

Keineswegs. Sie sind ein grosses Problem. Es gibt schon heute viele Einfamilienhäuser, die nur noch von einer Person bewohnt werden. Früher lebte da einmal die ganze Familie, mittlerweile nur noch die Witwe – und die ist möglicherweise zu alt, um das Haus allein zu bewirtschaften. Am liebsten würde sie in eine kleine Wohnung im selben Dorf ziehen, doch altersgerechte Wohnungen fehlen auf dem Land. Es bleibt ihr nichts anderes übrig als der Umzug ins Heim.

Sehen Sie eine Alternative?

Man müsste die Baugesetze verändern und die kleinen, rechtlich verankerten Grenzabstände zwischen den Häusern aufheben. Wenn man es geschickt macht, könnte man kleine, niedriggeschossige, altersgerechte Wohneinheiten zwischen bestehende Einfamilienhäuser bauen. So entstünde Wohnraum für alleinstehende Menschen, die weiterhin im Dorf wohnen möchten. Junge Familien könnten dann in die frei werdenden Einfamilienhäuser einziehen.

Aufhebung der Grenzabstände? Vergreifen Sie sich da nicht an einem Heiligtum?

Die benachbarten Haus- und Grundstückeigentümer müssen überzeugt werden, dass ihnen nichts weggenommen wird. Im Gegenteil: Mit einer innovativen Verdichtung gewinnt ja ihre Bausubstanz an Wert.

Erzeugt das keinen Dichtestress? Die Menschen schätzen den Abstand.

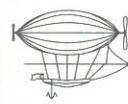
Die Menschen haben nicht grundsätzlich ein Problem mit Nähe. Sie sind sogar gern nah beieinander, wenn

sie Rückzugsräume haben. Denken Sie etwa an Schrebergärten. Die sind sehr dicht gebaut, und die Leute verbringen gerne ganze Wochenenden dort, Seite an Seite mit ihren Gartenachbarinnen und Gartennachbarn.

Zum Schluss: Welche Rolle sehen Sie für Genossenschaften in der künftigen Raum- und Wohnplanung?

Genossenschaften sind wichtige Partner. Sie sind umsichtig, denn sie bauen nachhaltig und qualitativ gut – und sie achten auf die Bedürfnisse der künftigen Bewohnerinnen und Bewohner. Ich nenne Genossenschaften «Kümmerer». Es ist ein Riesengrosses Plus, dass Städte wie Bern und Zürich Wohnbaugenossenschaften haben, aber ich sehe auch in der Agglomeration grosses Potenzial für Genossenschaften. Sie werten den vorstädtischen Raum auf, sind Garanten für zahlbaren Wohnraum und vielleicht das Wichtigste: Sie haben ein Interesse daran, schönen und praktischen Wohnraum zu schaffen. Für Raumplaner eine ideale Voraussetzung.

*Reto Pfenniger* ist Architekt HTL BSA. Seit einigen Jahren ist die Auseinandersetzung mit der Agglomeration einer seiner Arbeitsschwerpunkte. Zu diesem Thema hat er 2016 im Triest Verlag das Buch «verDICH-Ten» mitherausgegeben.



HIER UND  
JETZT

100 Jahre Eisenbahner-  
Baugenossenschaft Bern  
(EBG) 1919-2019

Welcome home

Susanne Leuenberger,  
Samuel Geiser  
Mit Fotografien von  
Ruben Hollinger

Welcome home



100 Jahre Eisenbahner-  
Baugenossenschaft  
Bern (EBG) 1919-2019

HIER UND JETZT